

## Reisebericht Afrika; Februar 2014; Westafrikas ehemaligen Bürgerkriegsländer

Gambia hat leider immer noch den Ruf, als Entsorgungsdepot für Autos aller Art zu dienen, respektive es gibt dauernd organisierte Spassfahrten mit irgendwelchen Abbruchautos von Europa nach Gambia. Die Autos werden dann an die Bevölkerung versteigert und wechseln für ein paar Euros den Besitzer. Gambia ist voll von aufgebrauchten Autos, es werden kaum Preise gezahlt, das Geschäft lohnt sich nur mit ganz speziellen Fahrzeugen. Böse Zungen behaupten, dass die von den Europäern billig erstandenen Autos irgendwann für einen guten Profit an die chinesischen Altmetallaufkäufer verschachert werden.

Grundsätzlich ist über das Auto folgendes zu sagen: In Afrika besitzt jeder nur das Innere seines Autos. Die Aussenhülle gehört der Allgemeinheit. Leute schlafen oder telefonieren an unseren Toyota gelehnt, es gibt Kratzer von sich vorbeiquetschenden Motorradfahrern oder überladenen Gepäckkarren, es werden im Schnellverfahren am Staubbedeckten Auto mit Fingerkritzleien Preise verhandelt...

Gambia ist hinter der Tourismusfassade an einem kleinen Küstenstreifen mausarm. In den Dörfern verfügen die Leute kaum über Fahrräder, von Individualverkehr ganz zu schweigen. In jedem Dorf ist eine Handwasserpumpe (für den Fachmann: System "Indian Mark 2") installiert. Die zahlreichen Missionare kommen aus England, Amerika und Australien. Alle paar Kilometer kontrollieren verschiedene Sicherheitsdienste den Reisenden; Dorfpolizei, Regionalpolizei, Palastpolizei, Gesundheitspolizei, Militär, Drogenbehörde etc. Das gibt eine ziemliche Kontrollpostendichte in so einem kleinen Land. Besonders die Drogenbehörde ist recht aufdringlich und uns wird immer wieder versichert, dass Gambia eine Nulltoleranz bezüglich Drogen betreibt. Allerdings ist dazu zu sagen, dass ein Nachtwächter in der Regel ein Dauerkiffer ist und es auch sonst oft verdächtig riecht. An der Grenze will der ältere Drogenpolizist unbedingt unsere Medikamentenbox durchsuchen. Zum Glück haben wir 2 Medikisten und er kriegt erst einmal die kleine Unfallbox zu sehen. Asis Miniaturspital muss er sich erst verdienen. Er zeigt sofort auf Tabletten in einer grünen Blisterverpackung und will genau wissen, um was es sich handelt. Ich erkläre ihm, dass Frauen ab 40 manchmal "crazy" seien und dank dieser Tablette dann wieder wunderbar nett wären. Der Drogenfahnder krümmt sich vor lachen und hält den Daumen rauf, die Kontrolle ist abgeschlossen.

Gambia ist eingeschlossen von Senegal und so reisen wir wieder in den Senegal ein. Diesmal ohne penetrante Geldforderungen und in der Rekordzeit von 20 Minuten für den Gesamtprozess. Der südliche Teil nennt sich Casemance und gilt als der schönste Part von Senegal. Das dichte Buschland und der wunderbare tropische Mischwald lassen auf den ersten Blick nicht die latenten Spannungen in der Bevölkerung erahnen. Die Ansässige, stämmige gewachsene, eher chrsitliche Urbevölkerung der Diolo fühlt sich durch die zunehmende Benachteiligung der aus dem Norden einwandernden, islamischen Senegalesen eingeengt und hat sich in Form von Rebellenangriffen bereits oftmals gewehrt. Die Situation erinnert an die Westsahara mit der penetranten Besiedelung durch die Marokkaner und Verdrängung der ansässigen Saharouis.



Die Saucenschnecken aus den grossen Muscheln in Cap Skirring

Das Glück ist auf unserer Seite, es finden gerade Friedensgespräche statt, die Armeepräsenz ist jedoch sehr hoch. In jedem Dorf blockiert ein Posten mit halben Bäumen die Strasse. Zum Glück verzichten die meisten bei Touristen auf Kontrollen.

In Cap Skirring finden wir ein Camp am Meer und geniessen ein paar Ruhetage bevor die Reise Richtung Süden weitergeht. Haupteinnahmequelle des Dorfes bildet nebst Tourismus der Verkauf der grossen Schneckenmuscheln. Die Muscheln werden auf dem Riff geerntet und dann an Land aufgeschlagen. Die Schnecke in Scheiben geschnitten und getrocknet, ergibt in kleinen Stücken als Saucenbeilage einem Gericht erst den den letzten Schliff. Dies gilt vor allem für den afrikanischen Gaumen, wir konnten uns für diese Geschmacksrichtung nicht recht begeistern.

Wenn nachfolgend von den Afrikanern die Rede ist, so sind alle Einwohner der bereisten Länder gemeint. Die willkürlich gezogenen Grenzen bilden nicht Nationen ab, eher verschiedene Stämme, doch das Verhalten ist grenzübergreifend.

An Checkpoints wird sofort der Motor abgestellt, zurückgelehnt und freundlich gegrüsst. Das signalisiert viel Zeit und gibt dem Bild vom gestressten weissen Mann bereits den ersten Dämpfer. Mein Hut mit dem alten UNO Emblem wird in die richtige Position geschoben und dann fängt das Spiel an. Nach einigen Sätzen zu den freundlichen Einwohnern und der bisher sehr zuvorkommenden Sicherheitsdiensten werden wir meistens durchgewunken. Man will ja nicht der Erste sein, der die harte Linie durchzieht.

Endlich kommt die Grenze von Guinea-Bissau in Sicht. Es wird langsam Zeit für echte Abenteuer. Trotz allen Warnungen in den Internet Foren erlebten wir Senegal und Gambia entspannt und reisten ohne grössere Aufwände. Die erste Amtsperson in Guinea Bissau, welche wir kennenlernen, steht an der Barriere des Landes und ist bereits um 11:00 besoffen. Das kann ja heiter werden. Penetrant werden 2000 CFA (CHF 4.-) für die Administration der Grenze verlangt, die wir nach einigem Hin und Her bezahlen. Eine Quittung gebe es selbstverständlich, aber der Chef sei mit dem Quittungsblock gerade in der Stadt. Die Investition sollte sich als recht erfolgreich erweisen. Die folgenden 5 verschiedenen Anlaufstellen an der Grenze fragen alle nach einem Geschenk „Que est-ce que vous avez pour nous – aujourd’hui?“. Wir verweisen auf den ersten Beamten an der Barriere, der uns versichert habe, dass er gerne mit allen nachfolgenden Stellen teilen werde. Damit geben sich die Dienste zufrieden, der Mann tut uns jetzt schon leid, aber eine gewisse Schadenfreude können wir uns nicht verkneifen. Die Situation der Bettelei ist insofern verständlich, wenn man weiss, dass in diesem Land die meisten Beamten seit Monaten keinen Lohn mehr erhalten haben. Wie wir erfahren, arbeitet die Polizei nur nachmittags und nur solange, bis das Geld für die Alkoholration beisammen ist, dann begibt man sich in die Kneipe zum gemeinsamen Umsetzen des Ertrags. Solche Informationen sind für Reisende nützlich, so sind auch wir nur morgens unterwegs.

In der Schweiz wurde zur Masseneinwanderung abgestimmt und dies blieb auch in Afrika nicht verborgen. Im „Expresso Bissau“ schafft es ein Bild von Thun immerhin auf die Frontseite.



Infolge der vielen Stromausfälle arbeiten die Ampeln nicht und so gilt wie in Urzeiten das Recht des Stärkeren. Die höchste Banknote entspricht 60 Rappen, beim Tanken wechseln ganze Stapel Geld den Besitzer, die der Tankwart in seiner prall gefüllten Umhängetasche verschwinden lässt.



Bei Andreas, einem seit über 30 Jahren ansässigen Deutschen, geniessen wir in seinem Komplex „Restaurant Almagui“ einen sicheren Aufenthalt. Die Operationsbasis nutzen auch andere. Theo, ein Bulgare, bereitet im Auftrag einer chinesischen Investorengruppe ein Staudammprojekt und eine neue Bahnlinie nach Mali vor. Theo hat früher in Bern gearbeitet und versteht unseren Dialekt. Während einem langen Abend tauschen wir Ansichten aus. Die Chinesen

wollen in Westafrika 114 Milliarden Dollar investieren und sind für fast alles offen. Die Projektvorbereitung wird durch westliche Berater ausgeführt. Im weiteren Verlauf unserer Reise werden wir noch auf viele Projekte „Made in China“ stossen. Im Gegensatz zu den europäischen Kolonialmächten bauen die chinesischen Investoren aber immer auch für das gemeine Volk. Eisenbahnen dienen auch dem Personentransport, Strassen werden in entlegensten Orte gebaut und nicht nur von den Häfen direkt zu den Minen wie früher.

Andreas hat sein Camp mit einer eigenen Stromversorgung ausgerüstet. Seine Generatorgruppe liefert den Strom günstiger als die unsichere staatliche Versorgung für CHF 2.-/kWh!! (In Thun sind wir erst bei rund 10% dieser Summe).

Guinea-Bissau gilt als Drogenschieberland par Excellence. Südamerika ist NUR 4 Flugstunden weg und die Militärdiktatur soll sich am Drogenschmuggel satt verdienen. Allein uns fehlt der Glaube, wenn dem wirklich so sein sollte, sind die Anzeichen dafür aber sehr verborgen. Es gibt kaum Villen auch teure Autos kurven nur wenige durch die Stadt. Die offizielle Amtssprache ist portugiesisch. Nach französisch und englisch eine doch interessante Abwechslung. Die Hauptstadt Bissau ist so heruntergekommen, dass sich der Aufenthalt nicht lohnt. Die Strassen in der Innenstadt bestehen aus staubigen Schlaglochstrecken mit Ausnahme eines Stückes um den grossen Kreis in der Mitte. Genau dort erfolgt die LKW Fahrschule mit einem uralten Lastwagen, der noch von den Portugiesen importiert wurde. Die Kiste hat 2 Lenkräder und fährt dauernd an der einzigen brauchbaren Patisserie vorbei. So hat die Cremeschnitte einen konstanten Geruch von in Diesel geräuchertem Lachs.

Der einzige ansässige Schweizer in Guinea-Bissau ist Marcel Kühne. Er arbeitete früher, wie wir auch einmal, beim DEZA und betreibt heute mitten in der Stadt im besseren Viertel ein kleines Hotel. Während unserem Besuch hören wir plötzlich ein riesen Gezeter auf der Strasse. Ein Frau, die am Strassenrand Bananen verkauft, schreit herum und macht aufmerksam. Die Seitenscheibe des Toyota ist aufgebrochen und der Sack mit den kleinen Geschenken geklaut. Der Verlust ist für uns verkraftbar, der Ersatz der Scheibe gibt Arbeit. Natürlich hat Toyota – Bissau keine solche Scheibe an Lager, der Torwächter kennt aber einen Betrieb, der weiterhelfen kann. Als die Spengler endlich kapieren, dass die Scheibe auch durch eine dicke Aluplatte ersetzt werden kann, geht die Arbeit schnell von statten. Für umgerechnet CHF 50.- wird die eingeschlagene Scheibe durch ein Aluminiumpendant ersetzt. Trotz der im allgemeinen freundlichen Leute spüren wir die Spannungen der bevorstehenden Wahlen und wollen das Land zügig verlassen.



Unterwegs Richtung Guinea sind viele kleine Kinder in Schuluniform auf dem Weg in die Schule. Interessant dabei ist, dass ausnahmslos alle ihren eigenen kleinen Stuhl auf dem Kopf mit in die Schule tragen. Man stelle sich das in der Schweiz vor. Das Tram oder der Bus voll Stühle und das jeden Morgen und Abend.

Die Abkürzung nach Guinea entpuppt sich als aufwendige Nebenstrasse durch den wilden Busch. Der Toyota und die Mannschaft werden gefordert. Aus einem Daytrip werden 2 Tage harte Camel Trophy. Immerhin nimmt der Wagen keinen Schaden. Die 50 km zur Grenze sind eine Tortur und wir kommen aus dem 2. Gang der Untersetzung nicht heraus. In einigen Schlaglöchern hat der ganze Toyota Platz. Asi und ich haben während unseren früheren Einsätzen im Südsudan soviel „Real Offroad Driving“ Erfahrung sammeln dürfen, dass wir auf ewig geheilt sind. Von 2 Strassen



Prüfen der Brückenfestigkeit (wie im Militär gelernt, allerdings für Panzer)

nehmen wir immer die bessere Alternative, auch wenn es sich um einen Umweg handelt. In Guinea-Bissau meint es das Schicksal nicht wirklich gut mit uns. Die Fahrt fordert uns physisch, aber erst an der einsamen Afro-Klischee-Grenze zu Guinea (die mit dem Zelt über 3 Pflöcken) wird es auch psychisch hart. Der Hauptmann macht uns klar, dass vor einem Monat über 40 Jeeps mit Touristen hier passierten und alle hätten gut bezahlt. Er will umgerechnet 40 Franken für das kontrollieren der Pässe, eine Summe, die vor Ort ein Vermögen darstellt. Die Ausgangslage ist schlecht. Ich gebe ihm zu verstehen, dass wir keinen festen Zeitplan hätten und erst einmal kochen gehen. Er solle sich seine Wünsche noch einmal überlegen, es herrsche immer noch Trockenzeit, es werde kein Geld regnen. Sein „zufällig“ des Weges kommender Sergeant vermittelt und man findet sich nach dem Essen bei 3 Franken. Es ist das erste Mal, dass ich an einem Posten klein beigebe, Asi hätte das Thema lieber ausgesessen. Anstelle des lokalen Militärs muss ich mich nun mit den Optimierungsideen meiner Frau herumschlagen – vielleicht doch lieber das Militär...

Mitten im Busch stoßen wir in einem Dorf auf weisse Einwohner. Es handelt sich bei näherem Begutachten nicht um Überbleibsel irgendwelcher Eroberer, sondern um Albino – Afrikaner, also völlig pigmentfreie Ureinwohner. Asi spendet ihnen zur Heilung ihrer offenen Haut Bachblüten-Creme und gegen die erbarmungslos brennende afrikanische Sonne unser Daylong-Ultra Sonnenschutzgel. Über 2 Dolmetscher erreicht das richtige Rezept (hoffentlich) die Anwenderinnen. In allen Dörfern an der „Strasse“ schreien uns die Kinder in voller Lautstärke irgend ein Wort, aber sie betteln nicht wirklich, sondern wollen zeigen, dass sie uns als Weisse erkennen. Sobald wir anhalten rennen alle davon.

Ab Boke in Guinea ist die Strasse neu gebaut und entschädigt etwas für die vergangenen Strapazen. Doch nun flitzen unzählige Mototaxi rechts und links an uns vorbei. Beim Rechtsabbiegen übersieht einer unsere Absicht und knallt in die Seite des Toyota. Der Fahrer wollte noch schnell rechts Überholen. Sofort sind zig Leute zur Stelle, die genau gesehen haben, dass wir nicht blinkten und den Töfffahrer touchiert haben. Asi checkt den Fahrer und seine Passagierin kurz durch und meint, ausser ein paar Schürfwunden sei nicht passiert. Ein besonders intelligenter Gaffer drängt uns, mit der Töffpassagierin ins Spital zum Check zu fahren, es sei möglich, dass sie „interne“ Verletzungen habe. Brillante Idee; damit haben wir einen Grund, uns aus dem Schlamassel zu ziehen. Während Asi im erbärmlichen Spital die Untersuchung managt, unternehme ich mit dem Mototaxifahrer eine Fahrt zu den Geldwechslern. Ich offeriere ihm anstelle der normalen 50 Rappen für die Fahrt, einen 10 mal höheren Preis und er strahlt. Asi regelt im Spital die Verhältnisse auf ähnliche Weise.

Auf halbem Weg zur Hauptstadt Conakry liegt beim Ort Bel-Air Guineas einziges Beach Resort. Ein riesiger Hotelbunker steht alleine und verlassen da. Die Architektur erinnert an die Brachialbauten des ehemaligen Ostblocks. Mit dem Krieg brach die Tourismusindustrie zusammen und damit endete auch die Auslastung dieses Betriebs. Wir interessieren uns für einen Bungalow direkt am Meer, finden aber die geforderten 320.- Franken pro Nacht doch etwas überteuert. Nach 2 Minuten verhandeln sind wir bereits bei 20 Franken. Natürlich ohne Quittung, dafür sind wir die einzigen Gäste – so wie es aussieht. Für die Wasserversorgung und den Strom muss der Manager den grossen Hotelgenerator anschalten, also läuft er nur, bis wir bezahlt haben. Wir campen direkt am Meer und schlafen wie immer im Wagen. Im Prinzip wollten wir nur einen sicheren Standplatz und eine Dusche. Es gibt dann zwar kein Wasser mehr, dafür fragte die nächsten 3 Tage auch keiner mehr nach Geld. Ein fairer Deal, das warme Meer lädt zum Baden ein.

In der ersten Nacht geht etwa um 22:00 ein Generator und gleich darauf eine enorme Musikanlage los. Von überall kommen Leute und feiern eine wilde Strandparty bis in den frühen Morgen. Der lokale Sound ist zwar sehr vibrierend, aber nach dem 4. Stück tönt alles gleich oder ähnlich. Wir parkieren kurz um und schlafen dann etwas entfernt gut durch.

Sehr gefährliche Strassenteilnehmer sind die afrikanischen Radfahrer. Ihre maximale Geschwindigkeit übersteigt knapp die Minimalgeschwindigkeit vor dem Umfallen und der Autofahrer weiss nie, wann ihm einer vor den Kühler fällt. Viel schneller sind die Motorradfahrer unterwegs. Nach 5 Minuten Fahrschule reicht es schon zum Mototaxipiloten. Mit gemieteten Töffs wird dann alles, was irgendwie draufzupacken ist, rumgekartt. Die Standardbesetzung eines chinesischen 125ers sind 3 Leute. Zusätzliche Optionen sind eingeklemmte Kinder, am Lenker angebundene Hühner, 2 Säcke Reis zwischen den Passagieren, der hinterste hat eine Leiter auf dem Buckel oder sitzt verkehrt drauf und zieht eine voll beladene Schubkarre mit. Die Aufzählung ist nicht abschliessend.

Am Sonntag Abend erreichen wir Conakry. Der Verkehr ist irr. Neben den Strassen wird durch Dreck und Morast überholt, alles ist in roten Staub gebadet. Die Stadt selber ist Chaos pur. Menschengewimmel, Gestank, Dreck, überall wird Abfall verbrannt, dazu der Dauerstau in den mit Marktständen überfüllten Gassen. Die Szenerie erinnert an MadMax2. In der katholischen Mission finden wir eine Campmöglichkeit. Eine ruhige Oase mitten in der Stadt.

Wieder einmal ein Töffunfall. Der Fahrer schlängelt sich entlang der stehenden Autos durch die Menge und fädelt mit dem Lenker an der Schultertasche einer eleganten Französin ein. Die Tasche fliegt durch die Luft der Töfffahrer geht zu Boden und fängt sofort an, die in seinen Augen Schuldigen zu bedrängen. „Vous avez me tappé, Madame!“ Zum Glück hat sie Unterstützung von mehreren gutgekleideten Herren und der Töfffahrer verzieht sich recht schnell. Ein Beispiel für das typische Verhalten der Afrikaner. Zuerst sind grundsätzlich die andern schuld, wenn ein Weissler im Spiel ist sowieso! Eigene Fehler sind schlicht unmöglich. Jeder schaut für sich und dann nochmals für sich und vielleicht noch für die Familie, aber erst nachdem er genug für sich hat! Das System zieht sich durch bis zum Regierungspräsidenten. Das Leben spielt im Hier und Jetzt, ein



Geld gewechselt in Guinea. Ich bin Millionär geworden für 150 Euros

morgen scheint nicht zu existieren. Keiner traut dem Anderen wirklich über den Weg, jeder geht dauernd davon aus beschissen zu werden. Klar werden wir sehr oft reingelegt. Es liegt nicht in unserem Naturell so zu denken, also fallen wir immer wieder auf irgendwelche Lügen oder Tricks herein. Meistens handelt es sich um Kleinigkeiten und produziert eher ein Lachen.

Conakry hat auch gute Seiten. Viele Länder haben hier eine Botschaft eingerichtet und so können wir die Visas für die Weiterreise organisieren. Die fix angeschlagenen Visakosten lassen sich oft noch verhandeln, besonders die Expressabwicklung bietet Spielraum für Nebeneinkommen. Je unbedeutender ein Land, umso teurer die Visa. Mittlerweile finden sich in unseren Pässen 9 Visas



Stilleben in Conakry

über eine Gesamtsumme von 1600.- Franken. Grundnahrungsmittel sind in Afrika zwar sehr günstig, aber alles andere ist teuer. Der Reisende braucht vor allem viel vom „anderen“ um sich wohl zu fühlen.

Der zweite wichtige Punkt ist die Patisserie „Le Damien“ mit den Besten „Mille Feuilles“ der Welt (Cremeschnitten (diesmal ohne Dieselgeschmack), feinem Kaffee, kaltem Bier und WIFI. Da genehmigen sich auch die Minister einen Kaffee (wohin auch sonst?) und lassen dazu von ihren Bodyguards gleich den ganzen Parkplatz sperren.

Der abschliessend letzte Punkt betrifft die günstigen Preise für Autoreifen. Unsere Reifen hatten in der Schweiz noch soviel Profil, dass sich ein Ersatz nicht aufdrängte. Mittlerweile haben die afrikanischen Strassen ihren Tribut gefordert, es wird Zeit für den Austausch. Mit einem lokalen Händler einige ich mich auf 400.- Franken für 4 neue Reifen, Made in Japan. Die alten PneuS werden deutlich höher als in CH in Zahlung genommen. Das Problem des Reifenwechsels liegt wie immer in der Umsetzung. Die Leute kommen mit dem Wagenheber ins Camp und nehmen zuerst die vorderen Reifen mit. Als wir nach dem Wechsel zurückkommen, ist der Toyota vom Wagenheber in den Dreck gefallen. Mein Fehler, ich hätte die sichere Abstützung besser einfordern sollen. Das machen wir an der Hinterachse besser. Der Wagen bleibt zwar über die Austauschzeit sauber aufgebockt, aber als auf beiden Seiten gleichzeitig die Reifen montiert werden, fällt der Wagen vom mittig unterstellten Wagenheber herunter. Ein Wunder liegt keiner unter dem Wagen, die Schuld hätte dann sowieso bei mir hängen geblieben. Nach einer Probefahrt stellt sich heraus, dass nichts Schaden genommen hat. Der Toyota Hilux ist stärker als die afrikanischen Handwerker. Das muss der Grund sein, dass dieses Modell in Afrika so verbreitet ist. Die Leute staunen immer wieder, wenn ich ihnen erkläre, dass der Wagen 23 Jahre alt ist. Des Rätsels Lösung: jeder zählt nur die Jahre, die er das Auto besitzt und da die meisten Autos ein Vorleben auf Europas Strassen haben, beginnt die Zeitrechnung ab Import!

Für viele Gänge ist das Taxi die bessere Wahl. Sobald das Ziel und der Preis klar ist, füllt der Chauffeur sein für den Tag gemietetes Fahrzeug mit einem Liter Benzin aus der mitgeführten PET Flasche! Die einzige Autobahn wird zweimal täglich gleichgeschaltet. Morgens führen beide Spuren in die Stadt, abends aus der Stadt heraus. Leider war uns das nicht so bewusst. Als wir Conakry verlassen, entscheiden wir uns für die Abfahrt um 8.00h morgens und nehmen den Wegweiser gemäss die Autobahn, was sich als eine schlechte Idee entpuppt, Gegenverkehr, Hupen, Lichthupen. Ein Polizist stoppt uns völlig entsetzt und befiehlt, sofort die Autobahn zu verlassen. Hier sind Geisterfahrer legalisiert! Nur eine kleine einspurige Nebenstrasse führt den Verkehr aus der Stadt und das ist eben auch zu wenig für alle. So dauern die ersten 30 km rund 2 Stunden.

Die EU hat Sierra Leone neue Strassen geschenkt und so kommen wir in den Genuss einer schnellen Verbindung zwischen den beiden Hauptstätten Conakry und Freetown. Die Stadt platzt aus allen Nähten, ist aber viel sauberer als die bisher besuchten grösseren Orte. Seit der britischen Kolonialzeit wurde das hügelige Freetown kaum städtebaulich erweitert und so zwängt sich der ganze Verkehr durch die alten Gassen. Auch die unzähligen Marktstände zwingen sich überall an die Strassenränder. Wenn grössere Fahrzeuge des Weges kommen müssen oft Marktstände weggeräumt werden um die Durchfahrt zu ermöglichen. Der erste Eindruck erinnert an das French Quarter in New Orleans. Sonntags finden sogar Umzüge in denselben Uniformen mit



Die erste Kirche in Freetown. Die Dachkonstruktion wurde aus dem Holz des Schiffes gezimmert.

Majorette-einlage statt. Jedes vierte Haus ist eine Kirche, alle Ausrichtungen sind vertreten. Sogar die netten Zwillinge (Zeuge Jehovas) im schwarzen Anzug mit dem Rucksack und dem schwarzen Schildchen auf dem weissen Hemd streuen durch die Stadt. Wir besuchen nur die erste, die 1808 erbaute Maroon Kirche. Das zur Überfahrt genutzte Schiff wurde von den befreiten Sklaven gleich abgewrackt und mit dem Holz das Dach der Kirche gebaut. Der Sachverhalt ist an der Konstruktion noch sehr gut erkennbar.

Es ist wieder einmal Zeit für Beach Live. Ausserhalb der Stadt wartet das „River 2 Beach Camp“ auf Gäste. Nach den üblichen Verhandlungsrunden sieht der Besitzer von seinen Apothekerpreisen ab und lenkt mit einem praktikablen Angebot ein. Er macht zwar seine Situation im armen Afrika geltend, aber ich zeige auf seinen Goldzahn und meine Zahnlücke, was dann die Diskussion in die richtige Richtung lenkt. Es ist



Sonntägliche Umzüge in Freetown erinnern an die USA und speziell an New Orleans

Wochenende und die Leute aus der Stadt strömen ans Meer. Auf Pickups werden halbe Soundausrüstungen von Diskotheken mitgenommen und über einen Generator angespiesen. Der gleiche Beat wie oben in BelAir erwähnt, dürfen wir jetzt links und rechts unseres Standplatzes geniessen. Immerhin ist um sechs Uhr abends Schluss und Ruhe kehrt ein.

Von Freetown geht es auf bester Strasse weiter in die Diamantenstadt Bo. Es wird Zeit, meine Zahnlücke wie Leonardo di Caprio in „Blood Diamond“ mit einem Diamanten zu füllen.

Überall wird am Strassenrand Holzkohle verkauft. Die Köhlerei ist wegen des Holzabbaus verboten, aber wir sehen wie ganze Container mit Teakholz gefüllt und ungehindert abtransportiert werden. Der arme Schlucker mit seiner Holzkohle wird verfolgt, der illegale Raubbau an Edelhölzern wird infolge der hohen Schmiergelder geduldet. Dieser Sachverhalt wird

sogar in der Tageszeitung als Comic behandelt. Ein ziemlich gewagtes Unterfangen des Journalisten. Die überall hochgelobte Pressefreiheit legen nicht alle Behörden gleich aus.

In Bo wollen wir uns zum Gewinnungsprozess der Diamanten näher informieren. Im Hotel Imperial finden wir bei Dizo Kamara Unterschlupf. Sein Manager führt uns zu den Schürfstellen ausserhalb der Stadt. Ich bewaffne mich mit 3 Stangen Zigaretten zu je 20 Päcklis, um die Schürfer friedlich zu stimmen und Asi sich mit 2 grossen Packeten Kaugummi für Frauen und Kinder. Die Stange Zigaretten kostet 2 Franken, aber keiner kann sich das rauchen auf Dauer leisten. Umso grösser ist die Freude, als ich grosszügig verteile. Wir können alles besichtigen und die sonst eher misstrauischen Schürfer geben sich offen und freundlich.

In der Stadt Bo hat es zig „Diamond Shops“, aber die verkaufen nicht Steine, sondern kaufen sie auf und geben sie sofort weiter. Zufällig stossen wir auf den einflussreichsten Libanesen des Ortes. Ein Mann in den Dreissigern, der sein Geschäft vom Vater übernommen hat und uns glaubhaft versichert, dass wir in ganz Sierra Leone mit seiner Visitenkarten keine Probleme hätten. Das Problem kommt auf einem andern Pfad. Wir benötigen zum Kauf eines Diamanten eine Käuferlizenz. Selbst für einen winzigen 1-Karat-Stein sei dies nötig. So halten wir uns alle ans Gesetz und kein Stein wechselt den Besitzer (offizielle Version).

Asi schickt mich aus dem Hotel mit dem Auftrag, Brot zu kaufen. Nicht weit weg an der Kreuzung gibt es bei einer Bar tatsächlich Brot, aber natürlich auch Bier. Ich setze mich mit einer Dose zum Tisch von westlichen Ausländern. Es stellt sich heraus, dass sie für MSF (Medecins sans Frontières) arbeiten. Auf meine Aussage, ich sei Tourist reagieren sie eher komisch. Wo MSF tätig sei, habe es normalerweise keine Touristen, vielleicht müssten sie ihren Einsatz hier überdenken. Doch zu verdenken ist ihnen ihr Einsatz hier auf keinen Fall, denn die Menschen in Sierra Leone sind aggressionsfrei und äusserst liebenswürdig im Umgang.

Es geht weiter Richtung Liberia. Auf halbem Wege ist ein Fluss nur mit einer Fähre zu überqueren. Bei unserer Ankunft informiert uns der Chef, dass jetzt für 5 Stunden Pause sei, denn „Maintenance“ (Reperatur) stehe an. Tatsächlich beginnen seine Leute das Zugseil zu wechseln. Mit etwas Bakschisch (Trinkgeld) verschieben wir den Seilwechsel auf die nächste Fahrt. Allerdings ist festzuhalten, dass das wichtigste Seil der Fähre von der üblichen Daumendicke an mehreren Stellen auf etwa 5mm Schwäche verrostet ist. Die Fähre



Die handbetriebene Fähre kurz vor dem Seilwechsel. Man beachte die bereits fast durchgerostete Stelle im Seil.

funktioniert mit Handbetrieb. 3 Matrosen halten sich am Seil fest und laufen längs über das Schiff. Damit bewegt sich die Fähre über den Fluss und schlussendlich übersetzen wir. Der Seilwechsel ist keine Touristenfinte, sondern diesmal ein echter Job. Glücklicherweise hält das Seil diese Überfahrt noch.

Monrovia empfängt uns mit einer Schwemme von UN Personal und NGO's (Non Government Organisations). Überall riesige Tafeln mit Infos zu „wer welche Projekt organisiert und wer was bezahlt“. Die vielen gutbezahlten Bürolisten haben bei den Hotels, den Restaurants und den Märkten die Preise verdorben, alles ist teuer. Interessant wäre zu wissen, wieviel Geld prozentual wirklich draussen im Busch ankommt. Die Löhne, Landcruiser, Hotels, Satellitentelefone, Büroarbeitsplätze etc wollen zuerst bezahlt werden, dann erst geht es ans Verteilen. Die vergangenen 10 Jahre Entwicklungshilfe haben enorme Mengen an Plakatschilder hinterlassen.

Keines der bereisten Länder ist fähig, die eigenen Strassen, die elektrische Erschliessung oder die Wasserversorgung in einer guten Qualität zu bauen. Diesen Job übernehmen überall die chinesischen Firmen und sorgen im Austausch gegen Bodenschätze (wahrscheinlich) für eine gute Infrastruktur. Im weiteren werden alle Güterimporte des täglichen Lebens wie Toilettenpapier, Wein, Konserven, Autos, Kosmetika etc seit vielen Jahren von den Libanesen organisiert.



Perückentragen ist Standard in Westafrika. Ohne eine Perücke kann eine Frau hier unmöglich gut aussehen

Bevor eine Kommunikation zustande kommt, müssen sie zuerst in den Senkel gestellt werden, dann geht es normal problemlos. Immer wieder weisen wir darauf hin, dass wir Touristen sind. Damit können die meisten nichts anfangen und fragen sofort nach unserer „Mission“. Der Tourismus ist und war in den letzten vier bereisten Ländern nicht wirklich entwickelt, aber die schönen Strände, das afrikanische Leben und die Resten des Regenwaldes könnten den Tourismus durchaus fördern und entwickeln.

Mitten im Stadtzentrum Monrovia beziehen wir im Innenhof der katholischen Mission Quartier. Schwester Mary aus Maine, USA erwartet nur einen bescheidenen Beitrag in die Kollekte, was wir gerne erfüllen. Die Mission bietet rund 1000 Kindern Schulplätze an. Ein Lehrer ergreift die günstige Gelegenheit und



Der internationale Highway von Liberia nach Côte d'Ivoire verläuft direkt durchs Dorf

erklärt einer Klasse Mädchen unsere Solaranlage. Die vielen Fragen zur Anlage fordern meine volle Aufmerksamkeit. Sämtliche Funktionen bis zur Wasserpumpe müssen erklärt und demonstriert werden. Auf der ganzen bisherigen Reise werden die beiden kleinen Solarpanels an der Front sogar mitten im Busch sofort erkannt und diskutiert. Wahrscheinlich kocht im TV irgend ein in Westafrika bekannter Rapper seinen The mit Solarenergie und jetzt wollen das alle ebenfalls haben.

Auf der Fahrt nach Elfenbeinküste passiert die Strasse so etwas wie Regenwald. Die Vegetation wird grüner und dichter, aber grössere Tiere zeigen sich keine. Die Afrikaner lieben ihr „Bushmeat“ (Wildtierfleisch). Mit Steinschleudern werden sogar Vögel gejagt und gegessen. Alle grösseren Tiere gingen wahrscheinlich vor den Vögel diesen Weg und so verwundert es nicht, dass sich nirgends Wildtiere zeigen (können).

In Côte d'Ivoire legen wir in Man, einem etwas höher und kühler gelegenen Ort ein paar Tage Pause ein, um die vorangegangenen Länder zu verdauen und den Reisebericht zu schreiben.